

# Theologisch-praktische Quartalschrift

1920.

73. Jahrgang.

— o I. Heft. o —

## Das aszetische Priesterideal.

von P. Augustin Rösler C. Ss. R., Breslau-Grüneiche.

### 1. „Non de hoc mundo.“

„Lieber will ich zehn gute Priester nicht in meiner Diözese haben als einen schlechten darin, denn der eine schlechte kann so viel Unheil anrichten, daß zehn gute es nicht zu beseitigen vermögen.“ Mit diesem Satze begründete Bischof Franz M. Doppelbauer in einer Ansprache am Schluß von Priestererzerzitien, warum er einigen Priesteramtskandidaten mit guter wissenschaftlicher Vorbildung, aber von zweifelhaftem sittlichen Charakter die Aufnahme ins Seminar verweigert hätte. Seine Worte rufen leicht den bekannten ergänzenden Ausspruch des heiligen Philipp Neri ins Gedächtnis, wonach zehn gute apostolische Priester die Welt bekehren könnten. Von den Tagen an, da der Weltapostel seine Pastoralbriefe schrieb, hat die Kirche im Sinne dieser Aussprüche die aszetische Ausbildung ihrer Priester als ihre HauptSORGE betrachtet. Als Ergebnis einer fast neunzehnhundertjährigen Entwicklung steht daher im neuen kirchlichen Gesetzbuch an der Spitze der „obligationes clericorum“ der 124. Kanon: „Clerici debent sanctiorem prae laicis vitam interiorem et exteriorem ducere eisque virtute et recte factis in exemplum excellere.“ Diese allen Klerikern zufommende oder von ihnen geforderte „Exzellenz“ ist nun durch den Zusammenbruch der bisherigen europäischen Kulturverhältnisse noch unentbehrlicher geworden. Aus den Ruinen kann neues Leben ohne grundlegende, aufbauende Arbeit nicht sprossen. Wer soll sie aber leisten, wenn nicht die kommenden Männer, nach denen die Sehnsucht überall täglich lauter ruft? Der Unglaube mag sich eine „ethische Zukunft“ ohne Priester und Kirche träumen und großmütig dem Christentum vorläufig noch bis zur Ablösung durch die religionslose „neue Sittlichkeit“ eine Galgenfrist gewähren; der denkende Christ dagegen

weiß, daß außer dem in seiner Kirche fortlebenden Christus keiner Heil weder für das neue Deutschland noch für irgend ein Staatengebilde zu erhoffen ist. Der Mann aber, der aufbauend, seelenstärkend und himmeln führend allen voranleuchten muß, ist nach dem angeführten Kanon berufsmäßig der katholische Priester. „Wahre Kultur beruht zum größten Teile auf Priesterarbeit!“<sup>1)</sup>

Sichtlich bahnt sich auch in diesen Tagen schwersten Leides und tiefster Sorge, die sich auf die „siegreichen“ Länder nicht minder als auf die vergewaltigten erstreckt, eine Erneuerung des katholischen Klerus an. Die Wurfschaufel der Zeit scheidet zunächst die leere Spreu aus. Beträchtliche Mengen schal gewordenen Salzes sehen wir in unseren Tagen den verdienten Platz auf der Straße außerhalb des Heiligtums finden. Unwillkürlich und berechtigt denkt man doch an diese biblischen Bilder bei den Berichten über die Reinigungsprozesse in manchen Diözesen, worunter die tschechischen obenan seien. Die nach Inhalt und Form mannhaftesten und priesterlichen Erklärung der Treue zur Kirche seitens des kirchlich treuen Klerus daselbst zeigt die erfreuliche positive Wirkung der Zeitverhältnisse auf das Priestertum. Auch im Heere der Soldaten Christi löst Fahnenflucht und Treubruch der einen größere Treue und höheren Mut der andern aus. Die Erziehung des Klerus kann selbstverständlich von der neuen Zeit nicht unberührt bleiben. Kein Vorstand eines Klerikalseminars und kein Bischof dürfte heute zu finden sein, der nicht mehr denn je an die zeitgemäße Ausrüstung des priesterlichen Nachwuchses dächte. Männer mit stahlhartem Willen, die in goldenen Herzen kindliche, glaubensinnige Frömmigkeit hegen, hat die Kirche für die heutige Seelsorge nötig. „An bekenntnistreue, gründliche, zeitgemäße Bildung und an eine makellose Lebensführung des Klerus werden die kommenden Jahre erhöhte Anforderungen stellen.“ (Eder.) Demgemäß dürften auch in der „Quartalschrift“

<sup>1)</sup> Dr. Karl Eder, „Heilige Pfade. Ein Buch aus des Priesters Welt und Seele“. Freiburg 1917, 2. u. 3. Aufl., S. VIII. Aus dem Geiste Christi und der Kirche geschrieben, darf dieses Buch voll Welterfahrung in manchem Kapitel Anspruch auf klassische Vollendung erheben. Zu subjektiv urteilt der Verfasser aber in dem Saße: „Es ist nach meinem persönlichen Dafürhalten entschieden ein ungesunder Zustand, daß der überwiegende Teil der aszetischen Literatur von Ordenspriestern geschrieben ist.“ Abgesehen davon, daß diese Ordenspriester zumeist sehr gut das Leben kennen, das sie nicht selten vor dem Eintritt ins Kloster als Weltpriester kennen gelernt haben, sind die Grundzüge der Aszese für den Regular- und Säkularklerus durchaus dieselben. Die größere schriftstellerische Tätigkeit des Ordensklerus entspricht durchaus gesunden Verhältnissen.

die wichtigsten Grundzüge des idealen Priestercharakters trotz der vorhandenen reichen aszetischen Literatur nicht überflüssig sein.

Eine Gewissensersorschung, wie sie der honigfließende Abt von Clairvaux seinem Schüler auf dem Stuhle Petri mit Geistesmacht und sprachlicher Anziehungs Kraft in dem Büchlein *De consideratione* vorgelegt hat, wäre das Ideal auch für aszetische Priestererwägungen. „*Praesis, ut prosis*“ (l. III, c. 1) könnte der zusammenfassende Titel derselben lauten. Möge auch der Versuch einer schwachen Feder nachsichtige Aufnahme finden!

Der tiefste Grund, der den Priester zum Streben nach Heilung und Heiligkeit verpflichtet, ist im Weihesakramente zu suchen. Der unauslöschliche Charakter der Priesterweihe verleiht als signum configurativum dem Geweihten die größte Verähnlichung mit Christus. Der Getaufte hat bereits „*Christus angezogen*“ (Gal. 3, 22) und damit die Pflicht übernommen, kraft der Taufgnade ein christusähnliches Tugendleben zu führen. Das Geistesiegel der heiligen Firmung fügt hinzu die besondere Pflicht der Treue zur Fahne Christi im unausbleiblichen Kampfe. Das Weihesakrament endlich drückt dem Priester den „*Charakter der Beamtung im Reiche Gottes*“ ein und nötigt ihn damit zu einem diesem Amte angemessenen Leben in der engsten Nachfolge des Hohenpriesters. Nach Gottes Willen soll ja der Charakter immer und überall mit der Heiligungsgnade verbunden sein.<sup>1)</sup> Entblößt und getrennt von der sakramentalen Gnade würde der unverlierbare Charakter nur die schwere Schuld des Priesters bezeugen, da er zu seiner Schande auch trotz Suspension, Exkommunikation und Degradation der Bezeichnete bleibt. Dank diesem Charakter steht nun der Priester als machtvoller Verwalter der Geheimnisse im Heiligtum des Hohenpriesters da. Sein Mund wird Christi Mund, und sein Wort erhält Allmachtstrafe, wenn er am Altare „*Hoc est corpus meum*“ spricht. Jene Theologen der Vorzeit waren von der verantwortlichen Würde des Priesteramtes durchdrungen, als sie die heute fast vergessene Meinung verfochten, daß der Priester im Stande der Todsünde sich als Prediger eines Satrilegs schuldig mache, da er Gottes Wort im Namen Christi verkündige. Gewiß ist er nur ein Werkzeug des Heiligen Geistes, aber seine größte Herzenssorge muß doch sein, als würdiges und

<sup>1)</sup> Vgl. Nikolaus Gehr, „*Die heiligen Sakramente der katholischen Kirche*“. Freiburg 1897. I. Bd., S. 121.

taugliches Werkzeug dem Urheber der Gnade zu dienen. Sein ganzes Wirken setzt persönliche Heiligung voraus; wohl ihm, wenn er es nach dem Vorbilde des Weltapostels in dessen oft wiederholte Mahnung zusammenfassen kann: „Imitatores mei estote sicut et ego Christi.“<sup>1)</sup>

„Wessen ist dieses Bild und die Inschrift?“ (Mt. 22, 20.) Diese Frage kann auch bezüglich des Bildnisses und Gepräges, das der geheimnisvolle sakramentale Charakter enthält, gestellt werden, und die Antwort lautet: Christi. „So wird und ist das unauslöschliche Geistessiegel ein göttliches Zeichen und Zeugnis, daß der Getaufte, Gefirmité und Ordinierte nicht mehr der Welt und dem Fürsten dieser Welt, sondern Gott angehöre, bezw. Christo dem Herrn in besonderer Weise geweiht und verpflichtet sei“ (Gehr a. a. O. 121). Zur Arbeit für Gottes Reich berufen und beamtet, hat der Priester daher vor allem mit Christus zu sagen: „Regnum meum non est de hoc mundo“ (Joh. 18, 36). Die richtige Stellung des Priesters zur Welt ist die Grundlage seines ganzen Tugendstrebens.

Im Evangelium hat das Wort „Welt“ nun freilich mehrfache, verschiedene Bedeutung. Allein eine Verlegenheit erwächst daraus weder für die wissenschaftliche Exegese, noch für das praktische Leben. In manchen apokalyptischen Büchern mag vielleicht die schlimme Seite der Welt zu einseitig betont sein; ein manichäischer Irrtum wird aber kaum aus irgend einer solchen Abhandlung herauszulesen sein. Ohne jeden Zweifel gibt es nach den klaren Aussprüchen des Herrn und den inspirierten Schriften des Neuen Testamentes neben der sittlich indifferenten Welt als dem Zubegriff aller Geschöpfe und neben der erlöschungsbedürftigen Menschheit, die als von Gott geliebte Welt bezeichnet wird, eine gottfeindliche Welt, antichristlich gesinnte Menschen, die den Genuss der irdischen Güter dem übernatürlichen Heile vorziehen, „die irdisch gesinnt sind“ und dem „Fürsten dieser Welt“ Gefolgschaft leisten. Mit gleicher Schärfe warnt vor diesem Antichristentum der beschauliche Liebesjünger, der am Herzen des Herrn den Widerwillen gegen diese Welt eingesogen hat, wie der heilige Weltapostel. Den ersten Johannesbrief durchzieht das Streben, den Gläubigen den Gegensatz zwischen Christus und der Welt tief einzuprägen: „Wir wissen, daß wir aus Gott sind,

<sup>1)</sup> 1. Kor. 4, 16; 11, 1. Phil. 3, 17. 1. Thessal. 1, 6; 2, 14. Vgl. Ephes. 5, 1.

die ganze Welt aber liegt in der Macht des Bösen" (5, 19). „Liebet (also) nicht die Welt noch das, was in der Welt ist. Wenn einer die Welt liebt, ist die Liebe des Vaters nicht in ihm, denn alles in der Welt, die Fleischeslust und die Augenlust und die Hoffart des Lebens ist nicht aus dem Vater, sondern aus der Welt" (1, 15. 16). „Macht euch nicht dieser Welt gleichförmig", mahnt St. Paulus (Röm. 12, 2), „sondern gestaltet euch um durch die Erneuerung des Geistes." Deutlich stellt der Apostel dem neuen oder erneuerten übernatürlichen Menschen die alte vergängliche Welt gegenüber, wie Johannes ausdrücklich im Anschluß an die angeführten Worte sagt: „Und die Welt vergeht samit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes tut, bleibt in Ewigkeit." In dem uralten Taufritus hat dieser Gegensatz des Christen zur Welt seinen Ausdruck in der feierlichen Widersagung gefunden. Oswald macht in seiner Sakramentenlehre (3. Auflage 1876, I., 240) darauf aufmerksam, daß das heutige „widersagen" eine Abschwächung des ursprünglichen „widersachen", ist. Der Getaufte erklärt sich feierlich zum Widersacher Satans und der Welt, die in den Werken und in der Pracht des Satans ausgedrückt sind, wie der Teufel der unversöhnliche Widersacher Gottes ist. „Die Schäze und Reichtümer, Ehren und Wollüste dieser Welt sind in der Tat nicht etwa bloß nach der abergläubischen Vorstellung des Mittelalters, sondern nach biblischen Andeutungen in der Gewalt des Satans; sie sind für den Dienst des Teufels feil, der sie ja auch dem Herrn selbst bei der Versuchung um den Preis seiner Anbetung verhieß. Um wie viel mehr als der einfache Christ nimmt der Priester diese Pflicht, dem Satan und seinen Werken zu „widersachen" auf sich, da sein einziger Lebensberuf in der Fortsetzung des Werkes Christi besteht! Dieses Werk kennzeichnet aber der heilige Johannes also: In hoc apparuit filius Dei, ut dissolvat opera diaboli" (I ep. 2, 8). Das steht also außer Zweifel, daß der Priester die Weltverachtung, die Weltflucht, die Weltüberwindung nach dem Beispiele Christi unbedingt anstreben muß. Er kann nicht zugleich Christi Stellvertreter und Diener der Welt sein. Selbstverständlich ist diese Weltflucht nicht im buddhistischen oder pessimistischen Sinne zu verstehen. Der Christ flieht die Welt nur, insoweit sie seinem Seelenheil gefährlich ist. Katholischerseits braucht man sich auch nicht gar so sehr vor dem Ruf, Prediger der Weltverachtung zu sein, zu fürchten; es ist kein übler Ruf. Die Weltflucht im Sinne Christi und der Apostel

nach obiger Darlegung muß der Priester durch Beispiel und Wort predigen, wie der Bergführer unerfahrene Bergsteiger zurückhält, wenn sie einer schönen Edelweißblüte wegen ihr Leben gefährden wollen. Die Welt im eigenen Innern muß der Priesteramtskandidat schon beim Eintritt ins Heiligtum irgendwie hinter und unter sich haben, um als Weltüberwinder das Reich Christi auszubreiten. Als Priester wird er unmöglich allen alles werden, wenn er nicht über allen zu stehen gelernt hat, indem ihm Menschengunst und eitle Ehre vor Gottes Gunst gleichgültig geworden ist. Er selbst darf nicht von dieser Welt sein, will er andere zur Eroberung jener Welt anleiten. Entsprechend dieser Standespflicht ist ihm die sonderbare Stellung in der Welt zuteil geworden, die der Herr zunächst seinen Aposteln und Jüngern angewiesen hat: „Ite, ecce ego mitto vos sicut agnos inter lupos“ (Mt. 10, 16; Lk. 10, 3). Wer hat je Lämmer zum Fang von Wölfen ausgesendet? Das Befremdende des Auftrages hebt der Herr selbst in dem „Ecce“ hervor, das regelmäßig zur Kennzeichnung eines wunderbar auffallenden Vorganges gebraucht wird. Deutlich genug hat er auch die Aehnlichkeit des apostolischen Mannes mit sich selbst als dem Gotteslamm, das für die Sünden der Welt geopfert wird, damit hervorgehoben. In der Welt und für die Welt, aber nicht mit der Welt hat der Priester zu leben und sein überirdisches Opferamt auszuüben. Seinen Frieden, den der Herr ausdrücklich von dem der Welt unterschieden hat, überläßt er ihnen als unschätzbare Himmelsgabe, damit sie ihn in die Hütten dieser Welt tragen. Nicht von dieser Welt gesandt, tritt also der Priester in die friedensarmen Menschenwohnungen mit dem Gruße: „Der Friede werde diesem Hause zuteil!“

Gehen wir auf die Ausstattung des Priesters, der wie sein Herr und Meister nicht von dieser Welt ist, im einzelnen ein, so begegnet uns zuerst die frei gewählte Ehlosigkeit. Wer nicht recht weiß, an welchen Neuerungen die christusfeindliche Welt zu erkennen ist, der darf zuerst an ihren lauten, nie verstummenden Aerger über den Zölibat des katholischen Priesters erinnert werden. „Durch Christus ist die Welt mir gekreuzigt und ich der Welt“ (Gal. 6, 14). Dieses Wort findet besondere Anwendung auf diesen Punkt. Die Welt, die der Apostel im Sinne hat, versteht nichts, was über die Natur hinausgeht; wie der Fuchs in der Fabel die Trauben schmäht, die er nicht erreichen kann, so lästern die Sklaven der Sinnlichkeit

die Ehelosigkeit des Priesters. Alle aus dem Glauben und der Vernunft entnommenen Gründe für den priesterlichen Zölibat wirken daher auf solche Weltmenschen wie Sonnenlicht auf einen Blinden. Läßt sich gar der pflichtvergessene Priester selbst von geiser Gier nach dem Weibe erfassen, dann ist von Vernunft oder auch nur von natürlich sittlichem Tatke kaum mehr die Rede, wie die Unverschämtheit der hussitischen Konkubinarier in der Betätigung der Revolutionsfreiheit gezeigt hat. Eine schärfere Sprache diesbezüglich wäre in mancher Abhandlung zur Abwehr dieser Zölibatssturmerei daher angezeigt gewesen.

Gegenüber solchem Versinken in die Fleischeslust der Welt darf der berufsfreudige Priester mit einem gewissen Stolze auf das gründliche und schöne Buch eines Priesters, Dr. Kaspar Scholl: „Jungfräulichkeit ein christliches Lebensideal“ (2. Aufl., Freiburg 1916) hinweisen. Besser und klarer läßt sich kaum die Bedeutung des Zölibates darlegen als in den Worten des Verfassers: „Die Jungfräulichkeit ist auch persönliche Berufsaufgabe des Priesters. Der Priester muß sich bewußt werden, daß diese Pflicht nicht ein schweres, mit dem Stande nun einmal verknüpfstes Opfer sein soll, sondern daß sie kraftvolles Mittel persönlicher Heiligung, ein Weg zu eigenem Glück und eine starke Macht zu fremder Verwollkommnung werden kann.“ Gerade als berufsfreudiger Zölibatär wird der Priester über das bloße Diesseitsleben in die übernatürliche Welt, in der sein ganzes Dasein wurzelt, erhoben. Dort ist „die Stille, reine Höhe, wo keine Wolke hinaufdringt, wo wir nahe sind der Sonne und dem Himmel. Hier haben wir den sichern Ort gefunden, der emporragt aus dem Meer der Leidenschaften und der Unruhe des Lebens; hier sind wir den höchsten Idealen des Menschenlebens nahe gekommen, wo uns alles, selbst das Höchste so leicht und erreichbar dünkt, wo Glück und Frieden als ständige Gäste wohnen“ (Scholl, Schlusswort). Hier ist der Priester nicht von dieser Welt. Freilich genießt er Glück und Frieden hier nicht ohne Ansechtung; der lockende Sirenengesang und die verführerischen Bilder dieser Welt finden auch dorthin ihren Weg. Gegen diese Gefahr hat der Herr den Priester mit der Mahnung ausgerüstet: „Wachet und betet, damit ihr nicht in Versuchung falle“ (Mt. 26, 41). Wird die Mahnung ernst und genau befolgt, dann ist das Leben des ehelosen Priesters keineswegs eine Kette von Versuchungen. Die An-

griffe verlieren schließlich ihre Kraft, wenn sie wiederholt kraftvoll abgewiesen sind.

„Dies alles will ich dir geben, wenn du niedersfällst und mich anbeteest“ (Mt. 4, 9). Der Versucher setzte bei diesem Anerbieten in dem Herrn einen Menschen von dieser Welt voraus. Die entüstete Zurückweisung über diese Unterschätzung enthält den Hinweis auf jene Welt. Gott, dem Herrn des Himmels und der Erde dienen heißt jenseitig leben. Auf den Priester, der als Christi Nachfolger nicht von dieser Welt ist, macht irdischer Besitz, Geld und Gut keinen Eindruck. Er weiß auch diese Güter zu verwalten, aber ihr Gewinn begeistert ihn nicht und ihr Verlust drückt ihn nicht nieder. Im Leben des heiligmäßigen Bischofs Michael Wittmann wirkte dieser Charakterzug ergreifend. Unter den eingelaufenen Briefen, die er als Seminardirektor bei Tisch im Beisein der übrigen Vorstandsgeistlichen zu öffnen pflegte, fand sich einmal ein Schreiben seiner Schwester, worin sie ihm die Vernichtung des väterlichen Heims durch eine Feuersbrunst mitteilte. Wittmann legte den Brief ohne jede Aufregung und ohne ein Wort zu sagen beiseite und fuhr im Deßnen der übrigen Briefe fort. Bevor er den Speisesaal verließ, berichtete aber einer der geistlichen Tischgenossen, daß ein Mädchen, eine frühere Schülerin Wittmanns, durch Leichtfinn in Sünde und Unglück geraten wäre. Diese Nachricht wirkte niederschmetternd auf Wittmann. Er fing an, über die Bosheit der Welt in ergreifender Weise und den Tränen nahe zu klagen. Ein Priester — nicht von dieser Welt.

Wie not tun der Gegenwart solche Priester, da der Mammonismus die Herzen der Besitzenden und der Besitzlosen in gleicher Weise vergiftet! Der Mahnruf des Herrn über die reichen Kinder dieser Welt (Luk. 6, 24) eröffnet einen unüberbrückbaren Abgrund zwischen dem praktischen Christentum mit seiner Geringsschätzung der irdischen Güter und der habgierigen Welt mit ihrer Wertung des Menschen nach seinem Besitz. Wie vielfach vermehrt würde das Wehe aus dem Munde der göttlichen Wahrheit, wenn es den Priester träfe! Es ist doch nicht zufällig, daß der einzige verunglückte Apostel unter den Zwölfen durch Geiz zugrunde ging. Mit gesundem Gefühl verzeiht das katholische Volk dem Priester keine Sünde und Schwäche so wenig wie die übermäßige Unabhängigkeit an das Geld. In der Tat verhärtet keine Leidenschaft das Priesterherz derart gegen sein eigenes Heil und die Sorge für die Seelen,

wie die Habjucht. Unter der Bemühung um das standesgemäße Einkommen, unter der Sorge für die Tage des Alters verbirgt sich gar so leicht und gern die niedrige Geldsucht. Welche Schandflecke hat dieselbe als Nepotismus, Pfriundenjägerei, Simonie dem hohen wie dem niederen Klerus im Laufe der Jahrhunderte angeheftet! Als der Herr seine Apostel arm in die Welt sandte und die Zusicherung ihres Unterhaltes von dem Vertrauen auf die Borsehung abhängig machte, hat er doch den ganzen Klerus als nicht von dieser Welt kennzeichnen wollen. Nicht bloß für den Ordensmann, sondern für jeden Priester gilt die berühmte paulinische Lebensregel: *Ego enim didici, in quibus sum, sufficiens esse. Scio et humiliari, scio et abundare: ubique et in omnibus institutus sum et satiari et esurire et abundare et penuriam pati.* (Phil. 4, 11. 12). Der Klerus, der so redet, wird nie sich zum Staatsdiener um glänzende Versorgung erniedrigen. Er ist eben nicht von dieser Welt und sammelt sich keine Schäze, die von Motten und Rost verzehrt werden können oder die in Ermangelung eines nach kirchlichen Grundsätzen zurückgelassenen Testamentes von lachenden Erben weggetragen werden. Jeder Priesteramtskandidat sollte sich bei der Entscheidung für den Beruf ernstlich fragen, ob er das Wort: „Geben ist seliger als nehmen“ (Apg. 20, 35.), diese Nachahmung des stets gebenden und nie nehmenden himmlischen Vaters praktisch verstehe und liebe.

Als „Licht zur Erleuchtung der Heiden und zum Ruhme Israels“ ist der Herr bei seiner Darstellung im Tempel gepriesen worden. Weil er nicht von dieser selbstsüchtigen Welt war, brachte er das Heil nicht bloß seiner Nation oder dem einen und anderen Volke, sondern allen Völkern. Das Echo hiezu tönt aus den Worten des Weltapostels im Namen der Menschheit als das Bekenntnis zurück: „Die ihr immer auf Christus getauft seid, ihr habt Christus angezogen. Nicht gibt es darin Jude noch Heide, nicht gibt es darin Sklave noch Freier, nicht gibt es darin Mann oder Weib, denn ihr alle seid eins (einer) in Christus Jesus“ (Gal. 3, 27. 28). Das ist die Sprache des Welteroberers, der alle für das eine Reich Gottes, die eine heilige katholische Kirche gewinnen will. Der Heiland hat die Stellung, die Gott seinem jüdischen Volke zugeteilt hatte, anerkannt und aufrecht erhalten, da er „das Heil aus den Juden“ (Jo. 4, 22) verkündete; aber er hat den irdischen jüdischen Nationalismus und Partikularismus auch entschieden zurückgewiesen. „Die Kinder des Reiches

werden ausgeschlossen sein vom Himmelreiche, während Heiden vom Aufgang und Niedergang Zutritt haben werden" (Mt. 8, 11). Der katholische Priester hat auf gleiche Weise die angestammte Zugehörigkeit zu einem bestimmten Volke mit der Liebe aller Völker zu verbinden. Jene irdische, triebhafte Schwärmerei, die unter dem Namen Nationalismus nur das eigene Volk hochschäzen und zum Gözen der Selbstsucht machen möchte, verträgt sich schlechterdings nicht mit dem katholischen Herzen. Die Kirche hat ihre Söhne vom Anfang an als Missionäre zu allen Völkern gesendet, und bis zur Gegenwart hat ihre Liebe sich durch Grenzpfähle und Sprachverschiedenheit nicht einengen lassen. Die Nationalkirche im Sinne der Beschränkung des Glaubens auf das eigene Volk ist für den wahren katholischen Priester ebenso ein Gegenstand des Abscheus, wie der Welterlöser von dem religiösen Partikularismus der Juden nichts wissen wollte. Engherzige Politik versteht daher der katholische Priester nicht zu treiben; noch weniger kann er Religion und Nation miteinander verquicken. Die Gegenwart zeigt ja leider in dieser Beziehung nur zu viel Verleugnung des katholischen Prinzips. Mit der katholischen Liebe, die nicht von dieser Welt ist, soll der Klerus das Bindeglied der Nationen werden, wie der Papst als der gemeinsame Vater allen Völkern mit der Liebe Christi zugetan sein muß. Dagegen ist es eine traurige Tatsache, die hier im einzelnen nicht erörtert werden kann, daß in manchem Volke gerade der Klerus die nationale Absonderung in fanatischer Weise betrieben und gefördert hat. Das Beispiel des deutschen Episkopates hat nicht überall Nachahmung gefunden. Aus der Zeit des Weltkrieges wird es stets ein katholisches Ruhmeszeugnis der deutschen Bischöfe bleiben, daß sie weder in den günstigen Hoffnungstagen der ersten Kriegsjahre dem nationalen Übermut irgendwie Vorschub geleistet haben, noch bei dem niederdrückenden Ausgange des Krieges den religiösen Gleichmut im geringsten verloren haben. Als noch Siegeshoffnungen die deutschen Herzen erfüllten, haben die gemeinsamen Hirtenbriefe des deutschen Episkopates zu ernster Gewissenserforschung in strengen Worten angeleitet. Kein bitteres Wort der verwundeten Vaterlandsliebe gegen Deutschlands Feinde ist in den Hirtenbriefen zur Ermutigung der Gläubigen zu finden gewesen. Der katholische Klerus Deutschlands hat durch Bücher im Geiste der französischen Publikation: „L'Allemagne et les Alliés devant la con-

science chrétienne“<sup>1)</sup> dem Heiligen Vater keinen Anlaß gegeben, die Feindesliebe ins Gedächtnis zu rufen. Die katholische Askese sagt dem Christen und erst recht dem Priester, daß auch das geliebteste Vaterland hienieden eine vergängliche und veränderliche Fremde gegenüber der Heimat drüben ist, wo die „große unzählbare Menge aus allen Geschlechtern, Stämmen, Völkern und Zungen“<sup>2)</sup> einstimmig in himmlischer Sprache dem Herrn ihr Loblied singen. In der Hoffnung auf jene Friedenswelt kennt er den Völkerhaß nicht, der von dieser Welt ist. Eine solche Vergewaltigung des katholischen Missionsgedankens daher, wie sie auf Drängen Frankreichs gegen die deutschen Missionäre ins Werk gesetzt worden ist, schreit zum Himmel; sie ist wohl nur möglich, weil auch der französische Klerus großenteils seine Notion an die Stelle der Kirche gesetzt hat.

Nicht von dieser Welt ist endlich der Priester als Mann und Lehrer des Gebetes. „Homo sine oratione homo sine ratione“ pflegte der heilige Philipp Neri zu sagen. Der Priester ohne Gebet, und zwar ohne viel, ohne inniges, ja ohne beständiges Gebet hat seine Daseinsberechtigung verloren. Als berufener Fürbitter und Mittler zwischen Gott und dem Volke tritt er mit Christus in beständige Verbindung und erfüllt dessen Gebot, „allzeit und ohne Unterlaß zu beten“ (Luk. 18, 1). Der Heilige Geist hat fürwahr die Kirche erleuchtet und geleitet, als sie aller menschlichen Trägheit und Schwäche zum Trotz die Erziehung des Priesters zum pflichtmäßigen Beter mit Strenge durchsetzte. Das Gebet ist die Verbindung dieser Welt mit der jenseitigen; es erhebt aber den Pilger dieser Erde notwendig über diese Welt, so daß er mehr und mehr in jener Welt heimisch wird und nicht mehr von dieser Welt ist. Der schlimmste Zug des echten Weltkindes ist seine Abneigung gegen das Gebet. Selten war sie so groß, vielleicht nie so groß als in unseren Tagen. Darin liegt die größte Schwäche der Gegenwart. Des Priesters weltüberwindende Stärke liegt umgekehrt in seiner eifrigen Gebetsübung. Gründliche und möglichst vielseitige Wissenschaft tut dem Priester heute so not wie kaum je zuvor. Lebenserfahrung und Menschenkenntnis ist ihm unentbehrlich. Weder das eine noch das andere auch in größter Vollkommenheit genügt für sein Glück und für seine

<sup>1)</sup> Vgl. Schrörs, „Das christliche Gewissen im Weltkriege“. Freiburg 1916.

<sup>2)</sup> Apocal. 7, 9.

Wirksamkeit, wenn nicht das Gebet beides begleitet und verklärt. Vor dem Kriege ist mehr als genug von mancher Seite über den geringen Erfolg des Christentums gesprochen und geschrieben worden. In und nach dem Kriege hat sich dieses voreilige Wort bis zur Anklage verdichtet, daß das Christentum versagt habe. Auch auf den Gläubigen macht die Frage einen betrübenden Eindruck, weil sie eine gewisse Berechtigung hat: Wenn das Christentum die wahre Religion ist, woher kommt es, daß sein Einfluß auf die Welt beständig im Abnehmen begriffen ist? Die Antwort darauf und damit auch das Heilmittel, soweit es auf die Mitwirkung des einzelnen Christen ankommt, ist nicht so schwer zu geben. Ausgiebig genug hat sie P. Albert Weiß im Schlüßbande seiner Apologie in der „Philosophie der Vollkommenheit“ unter der Aufschrift: „Unsere Schwäche das Eindringen des Weltgeistes“ im 6. Vortrag gegeben. Darin findet sich auch der Satz: „Der Weltgeist frisbt im Hause Gottes, im Klerus, im Ordensstande still und langsam, aber unaufhaltsam um sich gleich einem schleichenden Krebs.“ Von gewisser Seite ist gerade dieser Abschnitt als Pessimismus verschrien worden. Dem Apologeten ist leider ein nur zu kräftiger Apolet gegen diese Anklage in den Ereignissen der letzten Jahre erstanden. Dem Klerus insbesondere kann heute nichts besseres zugerufen werden als die Worte, womit P. Weiß vor mehr als zwei Jahrzehnten seine Abhandlung geschlossen hat: „Es gibt nur ein Bedürfnis der Zeit — gründliche Loslösung vom Geiste der Welt, opferfreudige Kreuzesliebe, aufrichtige Nachfolge Jesu Christi, Streben nach Vollkommenheit, ja nach der höchsten Heiligkeit.“ In einem Worte ausgedrückt heißt das: „Non de hoc mundo!“

---

## Der Religionsunterricht an den Fortbildungsschulen. Tatsachen und Probleme.

Von Dr. Alois Luttenberger, Stadtpfarrer in Graz-Karlau.

Die Offenheit, mit der der heilige Augustinus in seinen „Bekenntnissen“, nach G. von Hertling einer der tieffinnigsten Schöpfungen der Weltliteratur, in den Werdegang seiner großangelegten Seele hineinblicken läßt, in deren Ringen und Streben bis zum endlichen Sieg über das Gemein-Sinnliche, weckt das Interesse des Lesers, das sich zur Teilnahme steigert dort, wo der große Kirchenlehrer seiner Jugendzeit gedenkt, in der er auf die Bahn des Ver-